

Montag, 29.10.

Es ist am Wochenende eigentlich nicht viel passiert, außer dass ich Stimme und Husten besorgt gepflegt habe. Das Geheimnis der Pflanzen im Park gegenüber wurde gelüftet – sie befinden sich jeweils in kleinen Töpfchen, die an dem „Drahtskelett“ der Figur befestigt sind. Die Stimme ist noch etwas belegt, aber ich kann die Veranstaltung halten.

Es geht um die Leistungsstörungen am Beispiel des Kaufrechts – eine Menge Stoff. Ich fange mit dem Einprägsamsten, der Unmöglichkeit, an und rede über den Gefahrübergang durch Übergabe und beim Versendungskauf. Dann der Verzug – das geht auch; sie verstehen, dass die Verzugszinsen des Käufers in der Regel höher sind als der Schaden des Verkäufers. Die sonstige Pflichtverletzung – da wir schon über Schutz- und Nebenpflichten geredet haben, lässt sich das auch nachvollziehen. Etwas schwieriger wird es beim Kauf, wo ja zunächst die Nachbesserung versucht werden muss und erst dann zu den allgemeinen Rechtsbehelfen übergegangen wird. Als ich gerade zum Wegfall der Geschäftsgrundlage übergehen will, kommt die Pausenmusik; ich habe es geschafft.

Morgen kommen die dinglichen Rechte dran, „real rights“ wie es auf Englisch heißt. Ich bereite sie noch ein bisschen vor, ebenso das Datenschutzrecht. Irgendwie ist es ja auch ein Glück, dass dieses Mal sehr viel weniger „Programm“ angesagt ist als im letzten Jahr oder im Frühjahr. Wenn ich jetzt noch eine Tagung in der Mongolei hätte oder zu einem zweitägigen Seminar in die Innenstadt fahren müsste, wäre mir das höchst unangenehm. Um die Stimme zu schonen, habe ich auch kein Abendessen mit den Studenten vereinbart. Ich kaufe noch ein bisschen ein, schreibe E-Mails – mehr passiert nicht mehr.

Dienstag, 30. 10.

Aufstehen um halb sieben, Frühstück, dann direkt zum Vorlesungsraum („Klassenzimmer“ wie die Studenten sagen) und los geht’s mit dem Wegfall der Geschäftsgrundlage; die fällt ja manchmal auch in China weg. Dann komme ich zu den dinglichen Rechten. Dass es neben dem Eigentum Nutzungs- und Verwertungsrechte gibt, ist unmittelbar einsichtig, wie man sie überträgt auch. Die Beleihungsgrenze von 60 % lässt sich angesichts der Subprime-Krise unheimlich gut rechtfertigen. In China gibt es eine formale Beschränkung auf 50 % des Verkehrswerts, sofern es sich um eine zweite Eigentumswohnung handelt. Das findet ein

Student höchst bedauerlich, kann sein Bedauern aber nicht näher erklären. Bei der ersten Eigentumswohnung ist es den Beteiligten überlassen, wie viel Verschuldung sie in Kauf nehmen wollen, zumindest ist niemandem eine exakte Grenze bekannt. Dass das Pfandrecht an beweglichen Sachen durch die Sicherungsübereignung ersetzt wird, wird nicht als Problem gesehen. Den Eigentumsvorbehalt gibt's auch, allerdings nicht den verlängerten: Wenn die unter Eigentumsvorbehalt verkauften Äpfel zu Saft verarbeitet werden, sitzt man gewissermaßen in der Tinte, weil einen da das chinesische Sachenrecht trotz aller deutschen Berater im Stich lässt.

Dann kommt das Problem mit den Examensklausuren. Ich möchte, dass sie nächste Woche geschrieben werden und ich sie hier noch korrigieren kann. Die Studenten sind ziemlich überrascht – Frau Ma war das gestern auch; alle dachten, man könne das auch in vier Wochen schreiben. Mir ist es aber lieber, ich habe die Klausuren weg und muss sie nicht etwa zu Hause einscannen. Den Studenten sage ich, bei kleinem zeitlichem Abstand von der Lehrveranstaltung hätte man die Dinge auch noch sehr viel besser in Erinnerung. Sie sehen das irgendwie nicht ein, aber der „laoshi“ hat hier ja noch eine große Autorität, und deshalb widerspricht man nicht wirklich. Was denn komme, wollten sie wissen. Nun ja, eine Übersichtsfrage. Ich erläutere ihnen das Beispiel vom letzten Jahr. Wie es mit sprachlichen Fehlern sei, wollte eine wissen. Nun ja, sie hätten wahrscheinlich gemerkt, dass mein Englisch nicht perfekt sei (Lachen wirklich bis zum letzten Schläfer). Wenn so ein Mensch ihre Arbeit korrigiere, würde der doch eher Sympathien für jemanden haben, der auch Fehler mache. Das sahen sie dann gerne ein.

Ich esse in der Kantine zu Mittag – zunächst allein, dann kommt Frau Wintermuth und anschließend ein französischer Kollege aus Straßburg mit dem schönen Vornamen Syméon und einem griechischen Nachnamen. Ich erzähle ihm, dass ich für seinen Kollegen Nikitas Aliprantis aus Straßburg gerade einen Festschriftbeitrag geschrieben hätte – er kannte ihn aber nur dem Namen nach, einmal habe er ihn gesehen. Ich vermute mal, dass beide zu sehr unterschiedlichen Griechenfraktionen gehören. Er freut sich aber, dass er mit jemandem Französisch reden kann, das ist ganz offensichtlich. Zwei Minderheiten treffen sich.

Im Datenschutzrecht erzähle ich von der Kritik an Lehrern im Internet, was bei uns unter dem Begriff www.spickmich.de bekannt wurde. Die Lehrer müssten sich auch heftige Kritik gefallen lassen. Ob das in China auch denkbar wäre? Ja, erwiderten sie sehr deutlich, man

evaluiere die Lehrer und das werde zumindest im Intranet veröffentlicht. Die Pädagogenautorität ist ersichtlich auch hier am Bröckeln. Dann ging's zur Implementation des Datenschutzrechts: Auskunfts- und Korrekturrechte des Einzelnen, betrieblicher Datenschutzbeauftragter, Aufsichtsbehörde usw. – dass diese der Firma Lidl 1,5 Mio. Euro aufgebrummt habe, findet allgemeines Interesse. Ebenso auch der Betriebsrat, der ja gleichfalls einiges für die Beachtung des Datenschutzrechts tun kann. Wie Mitbestimmung funktioniert, wollen sie unbedingt wissen. Ich erkläre es auf die Schnelle, Näheres dann wahrscheinlich im nächsten Frühjahr.

Ob ich wiederkommen kann, ist noch nicht geklärt. Fang Juan, die ich später auf dem Gang traf, meinte, das sei kein Problem. Sie werde Fang Liufang daran erinnern.

Ich kaufe mir noch etwas Obst und gehe ins Hotel. Die Stimme ist wieder ziemlich belegt, was wegen des vielen Redens nicht weiter erstaunlich ist. Ich schaue vorwiegend fern. Für morgen Abend bin ich mit Bruha verabredet, der wieder aufgetaucht ist.

Mittwoch, 31.10.

Heute früh gehe ich erst mal in den Jian-Markt, um mir das Mittel zu kaufen, das mir letztes Jahr beim langsamen Abklingen der Erkältung geholfen hat. Dann in die Uni, wo der Elektroofen die ganze Nacht über geheizt hat, so dass das Zimmer richtig schön warm ist. Ich überlege mir die Fragen für die schriftliche Prüfung in meinen beiden Kursen; ich werde ca. 150 Klausuren zu korrigieren haben, ganz schön heftig. Ich muss schon was tun für mein Geld als „distinguished professor“.

Am Wochenende hatte ich ein Thesenpapier über „Wettbewerbsrecht und Arbeitsrecht“ für eine Tagung in Antwerpen gemacht (insoweit war also doch was „passiert“), das ich jetzt in eine endgültige Form bringen wollte. Ich hatte einen Stick mitgebracht. Nur: So ein chinesischer Computer funktioniert eben chinesisch. Wenn ich das Wort „und“ schreibe, verwandelt er es sogleich in zwei chinesische Zeichen, die man unter keinen Umständen mehr loswird. Auch mit dem „Wettbewerbsrecht“ kann er viel anfangen, allerdings nicht mit meinem Namen, den er einfach unbeachtet und unbearbeitet stehen lässt. Nur: So kann ich keinen Text tippen. Frau Ma hilft; man kann den PC an versteckter Stelle einfach auf „en“

umstellen und dann schreibt er nur noch englisch. Bis zum „de“ ist er aber noch nicht vorgezogen.

Frau Ma braucht dringend einige Einzelheiten meines Passes, insbesondere des Visums. Wegen des nächste Woche Mittwoch beginnenden Parteitags müssen alle Ausländer in Beijing vollständig erfasst werden. Ich erzähle ein wenig von den Amis, die immer bei Einreisenden wissen wollen, ob sie den Präsidenten umbringen wollen. Ich versichere deshalb, dass ich weder Xi Jinping noch Hu Jintao umbringen wolle. Nachdem nunmehr meine Personalien festgestellt seien, sei dies außer Zweifel. Und übrigens sei ich sehr enttäuscht, dass sie mir keine Einladung zum Parteitag überbringe. Eine kleine Schrecksekunde, bis sie zu lachen anfangen.

Abends um 6 Uhr treffe ich Bruha, trotz aller Kontroversen und meiner Sympathien für die chinesische Seite mag ich ihn irgendwie. Wir gehen in ein Fischrestaurant ganz in der Nähe, das ihm Ninon Colneric mal empfohlen hat. Wir bekommen einen ganz ausgezeichneten Fisch und das samt Zutaten und Getränken für ungefähr 15 Euro für uns beide zusammen. Ich bezahle, was ihn irgendwie freut.

Natürlich erzählt er von den Kontroversen mit Fang Liufang. Dieser sage in Sitzungen „you are lying“, und das ist natürlich kein Beitrag zur Kollegialität. Der Stand ist der, dass es im Frühjahr eine Sitzung des Projektrats in Lund gegeben hat, wo alle europäischen Fakultäten vertreten waren. Die Chinesen waren nicht da, weil sie die Einladung zu spät bekommen hatten, um noch ein Visum zu erhalten. Das wusste ich, aber – so Bruha – sie hätten ihre Personalien, die man für eine formgerechte Einladung brauche, zu spät nach Lund geschickt. Also seien sie schuld, dass sie nicht da waren.

In Lund hat man einstimmig beschlossen, das Projekt um zwei Jahre zu verlängern und anschließend weitere fünf Jahre zu beantragen, sofern die Dekane ausgetauscht würden. Nun will Bruha Ende des Jahres sowieso aufhören („dann muss ich von meiner bescheidenen Pension leben“ sagt er ohne Ironie), so dass der „Austausch“ der Sache nach nur die Chinesen, d. h. Fang Liufang trifft. Die denken aber nicht daran, dem Rechnung zu tragen. Seither wird das in Lund beschlossene „Memorandum of Understanding“ ohne jeden inhaltlichen Fortschritt immer wieder hin und her geschickt. Für das laufende Jahr 2012 sind nur die Mittel für die Flying Faculty freigegeben, nicht aber beispielsweise die Mittel für

Europastipendien der Chinesen oder für die Sommerschule in Hamburg. Auch meine Tätigkeit für das erste Studienjahr werde nicht erfasst, da ja unklar sei, ob das wirklich auch dem „Double Master“ zugutekomme.

Niemand weiß, wie es genau weiter geht. Man müsse jedenfalls die 2011 angenommenen Studenten zu Ende studieren lassen, dafür würde die flying faculty weiterhin kommen. Auch die Betreuung des dritten Jahres, wo man eine Masterarbeit schreibt, sei sichergestellt. Anders sei es aber für die 2012 angenommenen; denen habe man nichts versprochen und da würde man auch nichts tun.

Ich meine, dass das ziemlich große Verwicklungen gebe. Das würde möglicherweise nicht nur die chinesische, sondern auch die europäische Presse aufgreifen. Dort sei es aber nicht vermittelbar, dass man den ganzen Studiengang nicht fortsetze und außerdem noch die Studenten in der Luft hängen lasse, nur weil ein chinesischer Dekan ein „widerlicher Mensch“ sei. Ja, da hätte ich Recht, meinte Bruha. In Brüssel hätte man ihnen auch deutlich gesagt, dass „die Politik“ einen solchen Bruch nicht wolle. Auch Olaf Scholz als Hamburger Regierungschef sei in diesem Sinne bei der Uni vorstellig geworden. Selbst beim Merkel-Besuch hätte es eine Einigung des Inhalts gegeben, mal solle „die Managementprobleme“ lösen und dann weitermachen.

Nun sitzen sie aber auf ihrem Beschluss von Lund und wollen davon nicht runter. Die Zeit verrinnt, und niemand weiß, was nach dem 1. Januar geschieht. Er selbst meine, dass es weitergehe, kann (oder will) dazu aber nichts Konkretes sagen.

Dann erzählt er plötzlich, einige Europäer seien den Chinesen gegenüber doch recht belehrend aufgetreten. Das hätten die gar nicht gerne, wenn man immer nur auf die unübertrefflichen europäischen Lösungen hinweise. Er freut sich über die Geschichte mit den drei Wanderern. Dann erzählt er, er habe für die Linkspartei ein Verfahren in Karlsruhe wegen des Kosovo-Krieges geführt, leider sei dieses aber nicht erfolgreich gewesen. Man habe sich darauf gestützt, dass das Mandat des Bundestags überschritten gewesen sei, doch so habe das Karlsruhe nicht gesehen. Ich erzähle meinerseits, dass ich damals zusammen mit Becker aus Marburg auf der Suche nach einem serbischen Kläger war, der wegen der drohenden Bomben einen Antrag auf einstweilige Verfügung hätte stellen können, doch leider haben wir keinen gefunden. Deiseroth hatte zunächst von einem solchen Verfahren abgeraten, später aber

erklärt, dass es möglicherweise doch sehr gute Chancen gehabt hätte. Da ist man sich also ganz einig. Die Einigkeit der Linken insgesamt ist dagegen ein höchst utopisches Gut.

Wäre ich Schlichter, würde ich seine letzten Ausführungen als eine Art Friedensangebot werten, aber irgendwie bin ich nicht unglücklich, dass ich nur zwischen Betriebsräten und Arbeitgebern, aber nicht im Hochschulbereich schlichten muss. Er bemerkt noch, dass mein Business-Flug wegen der mitgebrachten Erklärung aus Bremen in Ordnung gehe, doch sprengte meine Vergütung das Gehaltsgefüge, das ginge im Rahmen des Projekts wohl nicht. Ich habe mich dazu nicht weiter verhalten, sondern es halt zur Kenntnis genommen.

Donnerstag, 1. Nov.

Ich gehe in die Uni und erledige E-Mails. Um 12 Uhr ist der „Stammtisch“, den Frau Wintermuth initiiert hat. Ich muss auf Englisch erklären, was ein „Stammtisch“ sei und versuche, auch die weniger rühmlichen Konnotationen einzubeziehen, die den Beteiligten nicht so geläufig sind.

Allen Studenten ist bekannt, dass die New York Times den Bericht über das Vermögen der Familie von Wen Jiabao gebracht hat. Wer eine so wichtige Aufgabe habe, könne auch viel Geld verdienen; das sei so und auch nicht weiter tragisch. Ich meine, das sei schon richtig, aber es bestehe halt die Gefahr, dass die politischen Entscheidungen von den eigenen Vermögensinteressen diktiert würden. Ein Student meinte, so viel Geld könne man nur mit Hilfe von Korruption erwerben. Ein anderer ist ein Tschiang Kai Shek – Fan; lange Diskussion über Mao und Tschiang, beide ja nicht unbedingt Vorbilder. Die Haltung zu Mao sei auch eine Generationenfrage. Yuanyuan, die mal die Fotos gemacht hatte, meint, ihre Großmutter würde Mao immer noch wie den lieben Gott verehren. Sie hätte noch die Befreiung von den Japanern erlebt. Ihre Mutter meinte, sie (Yuanyuan) solle nichts Böses über die Partei und Mao sagen, und sie selbst sei in der Partei, aber ganz gegen Mao und die Kulturrevolution.

Vermögen könne auch unabhängig machen, das zeige z. B. die Familie Kennedy. Da bin ich mir mit Susan Wintermuth völlig einig. Ted Kennedy habe sich bis zu seinem Tod stärker als jeder andere für die Krankenversicherung aller und für die sozial Schwachen eingesetzt. Man hat den Eindruck, dass Wen Jiabaos Ansehen nicht besonders gelitten hat, wenngleich es

natürlich problematisch ist, wenn eine ausländische Zeitung so ein Vermögen aufdeckt. Dass er sich übrigens durch US-Anwälte gegen den Bericht der New York Times wehrt, war weniger bekannt.

Kurz nach halb zwei muss ich die Gruppe verlassen, denn um 14 Uhr hat sich Frau Dr. Du angekündigt. Sie ist Abteilungsleiterin bei der chinesischen Rating-Agentur Dagong, ehemalige Studentin der CUPL und hat hier einen Lehrauftrag über Kapitalmarktrecht. Im Frühjahr hat sie einen guten Vortrag gehalten, der Fang sehr beeindruckt hat. Er hat den Kontakt hergestellt.

Sie ist pünktlich da, wie könnte es anders sein. Zu meiner Überraschung behandelt sie mich wie eine altehrwürdige Autorität und meint, es sei eine ganz fürchterlich große Ehre, mit mir reden zu dürfen. Das sehe ich ein bisschen anders und erkläre ihr, dass ich eigentlich Arbeitsrechtler sei, mich aber für die US-Rating-Agenturen interessiere, weil sie mächtiger seien als viele Regierungen. Ich hätte darüber ein paar Aufsätze geschrieben, leider alles auf Deutsch. Ich bringe sie dann zum Reden, aber es ist extrem schwierig, ein zwangloses Gespräch zu führen, bei dem man auch mal lacht. Unser beider Englisch ist nicht fantastisch, das ihre einiges schlechter als meines.

Sie berichtet, dass sie für die Bewertung von Staaten zuständig sei, nicht für die von Unternehmen. Zu letzteren weiß sie auch kaum was, das sei eine andere Abteilung. Dagong ist eine Privatfirma, die einem Herrn Guan gehört, der aber Parteimitglied und Berater der Regierung ist. Dagong erhält sein Geld wie die US-Agenturen von den zu bewertenden Unternehmen. Auch Staaten würden hin und wieder ein Rating ausdrücklich in Auftrag geben. Nun gibt es eine neue Entwicklung: Die chinesische Zentralbank hat eine eigene nicht-kommerzielle Rating-Agentur aufgemacht, die von den Investoren bezahlt wird. Die Gefahr, dass „gute“ Ratings erstellt werden, um einen zahlungsfreudigen Kunden nicht zu verlieren, besteht hier nicht. In grauer Vorzeit war dies in den USA auch mal so, aber seit den dreißiger Jahren zahlen die Bewerteten selbst. Die neue Agentur macht Dagong sichtlich ein wenig Angst; sie versuchen nun, mit Hilfe von einheimischen Partnern in den USA, in Russland und in Europa Fuß zu fassen.

Bei der Bewertung von Staaten unterscheidet man sich von den drei Großen aus den USA (S&P, Moody's, Fitch). Diese würden immer auf das Sozialprodukt pro Kopf abstellen, aber

das sei für sie nicht so wichtig. Bedeutsamer sei die Dynamik der Entwicklung, die dafür Sorge, dass man Anleihen in der Zukunft zurückzahlen könne. Auch seien die Entscheidungsfähigkeit der Regierung und die Stabilität des politischen Systems wichtig. Man rate deshalb die USA mit einem einfachen A, während Deutschland genau wie China AA plus bekomme. Sie nennt die gute Binnennachfrage in Deutschland als zusätzlichen Grund. Ich versuche, ein bisschen tiefer zu bohren. Ob es denn eine Rolle spiele, dass Deutschland noch einen Industrieanteil von 25 % habe, während dieser in USA, GB und Frankreich bei 10 bis 15 % liege. Das scheint weniger wichtig. Bildungsausgaben seien doch auch ein Kriterium für Zukunftsfähigkeit, meine ich weiter, aber das ist für sie eher ungewohnt. Deutschland habe bei der Pisa-Studie recht mäßig abgeschnitten, der Staat gebe für die Bildung zu wenig aus. Auch die Unternehmen hätten lange Zeit bei der beruflichen Bildung gespart, da man ja nicht wisse, ob der Lehrling in der Zukunft mal beim eigenen Unternehmen bleibe; ein solches Verhalten ist ihr einsichtig, aber auch dieser Aspekt scheint keine Rolle zu spielen. Ich gebe noch zu erwägen, dass die Ungleichheit bei Einkommen und Vermögen große Probleme schaffe wie Kriminalität, kürzere Lebenserwartung usw.; die skandinavischen Staaten seien ein gutes Gegenbeispiel, wonach mehr Gleichheit zu positiven gesamtwirtschaftlichen Folgen führe. Auch das findet sie interessant, aber es scheint nicht zum Argumente-Repertoire zu gehören.

Ich erzähle ein wenig mit meinen Erfahrungen mit der Bremer Landesbank. Früher hätte man dort gesagt, die Chinesen würden von unseren Bankgeschäften nichts verstehen (da muss sogar sie lachen), jetzt habe man irgendwie Angst, einen Rating-Auftrag nach China zu vergeben. Möglicherweise würde man das auch in den USA als Illoyalität werten. Immerhin, eine polnische Bank hat Dagong bisher schon geratet, und will weiter auf den europäischen Markt. Das wäre ein schönes Mandat, aber sie hat ersichtlich insoweit keine Entscheidungs- oder auch nur Vorschlagsbefugnis. Deshalb spreche ich die Frage einer rechtlichen Beratung gar nicht an.

Ich erzähle noch von meinem Erlebnis in Shanghai. Auf meinen kritischen Vortrag zur unkontrollierten Macht der US-Agenturen hätte ich viel Zustimmung von den deutschen Managern erhalten, aber die Chinesen hätten sich völlig zurückgehalten. Deutsche Anwälte hätten mir dann erzählt, chinesische Unternehmen würden sich nicht wirklich in die Karten gucken lassen, so dass niemand den US-Rating-Urteilen traue; deshalb sei deren Macht nicht so wichtig. Sie will das „Nicht-in-die-Karten-Gucken-Lassen“ nicht bestätigen; das könne nur

bei Staatsunternehmen wegen Sicherheitsinteressen so sein. Mag sein, aber es überzeugt mich nicht wirklich: Erstens ist es ja nicht ihre Abteilung, und zweitens denkt natürlich ein Rating-Mensch immer, dass er vollständig informiert wird.

Wir verabschieden uns nach gut eineinhalb Stunden. Sie macht eine Bemerkung in dem Sinn, wenn ich wieder ein paar Ideen hätte, könne ich mich gerne melden. Die Visitenkarten haben wir ausgetauscht, so dass der weitere Kontakt möglich bleibt. Frau Ma hat spontan und ohne Aufforderung meinerseits einen Tee gebracht, so dass den chinesischen Formen genügt war. Sie ist eine höchst loyale Mitarbeiterin.

Freitag, 2. Nov,

Heute fahre ich mit dem Shuttle in den Downtown-Campus, um mich mit Wang und anschließend mit Frau Zinser zu treffen. Beim Fahrplan sind Staus eingepplant, aber ich bin sowieso zu früh, hätte mich daher über Staus eher gefreut, aber es gab keine. 10 Uhr 40 bin ich schon da, um 12 Uhr an der Bei Wai mit Wang verabredet. Ich gehe auf dem Campus spazieren; er hat genau wie der der Bei Wai eine fließende Grenze zu Wohnvierteln, die noch eher zum China der 50-er und 60-er Jahre gehören, „Plattenbauweise“ eingeschlossen. Viele kleine Geschäfte, wo wahrscheinlich auch die Studenten einkaufen.

Dann nehme ich ein Taxi zur Bei Wai. Der Fahrer versteht, wo ich hin will. Nach einiger Zeit fragt er mich was, wiederholt es – „náguo ren“ verstehe ich als Brocken. „Ni shi náguo ren?“ steht im Lehrbuch für „Aus welchem Land kommen Sie?“ und lautet wörtlich: „Du bist welchen Reiches Mensch?“ „Deguoren“ sage ich mal auf Verdacht (also: „Deutschen Reiches Mensch“), und er hebt den Daumen. Ersichtlich hat er eine gute Meinung von den Deutschen. Beim Aussteigen war das Taxi ganz billig, was es wohl aber auch ohne die Verständigung gewesen wäre.

Auf dem Gelände der Bei Wai wird ein riesiges Gebäude hochgezogen, wo dann auch die Deutsch-Abteilung rein soll. Ihr Gebäude, das mich immer an meine Schule aus den fünfziger Jahren erinnerte, steht noch. Ich schlendere auch hier etwas durch den Campus und gehe dann Viertel vor zwölf in den Eingangsbereich des Bei Wai Hotels, weil es da ein bisschen wärmer ist; dort sind wir verabredet. Als ich gerade anfange, ein bisschen was zu lesen, ist Wang schon da.

Er ist irgendwie ein bisschen hektisch, aber gut drauf. Das Essen hat er schon bestellt („Was Leichtes“), auf den gemeinsamen Auswahlprozess hat er verzichtet. Seine Frau ist nicht mehr bei VW; sie sei „hinausgemobbt“ worden. Die deutsche Konzernleitung habe in jüngster Zeit immer mehr Manager nach China geschickt, um diesen wichtigen Markt besser bedienen zu können. Nun müsse man aber auch die Managerfrauen unterbringen, und dafür müsse es freie Arbeitsplätze geben. Seine Frau habe dann angeboten, sie könne gegen Abfindung freiwillig ausscheiden. Die Abfindung sei recht großzügig ausgefallen; er habe ihr einen BMW dafür gekauft. Sie ist gleich bei Caterpillar untergekommen und dort für die Weiterbildung der Beschäftigten zuständig. Das war ein richtiger „golden handshake“, den ihr VW da verpasste. Er freut sich sichtlich, obwohl sie nun häufiger weg ist, weil Caterpillar nur die Zentrale in Beijing hat, die Produktionsstätten aber über das Land verstreut sind.

Ich habe ihm das Buch von Sagra Wagenknecht über „Freiheit statt Kapitalismus“ mitgebracht, weil ihm ihr undogmatischer Umgang mit vielen Fragen eigentlich einleuchten müsste. Auch ist das Plädoyer für einen staatlich gesteuerten Markt und die Betonung von dessen Kreativität etwas, was gut ins heutige China passt. Wang findet das höchst interessant. Von China hätte sie keine Ahnung, sage ich noch dazu. Nein, meint er, sie sei wohl noch nie da gewesen; über die Beziehung zu Lafontaine weiß er gut Bescheid. Ich vermute mal, sie wird bald eine Einladung bekommen und überhaupt nicht ahnen, wer dahintersteckt.

Atomkraft und Sicherheit. Man würde in China die Fusionstechnik verwenden, die 1000 mal sicherer sei als die Kernspaltung, die man in Europa benutze. Das wusste ich nicht; die bisherige Energieversorgung beruhe zu 70 % auf Kohle, was schon aus Umweltgründen auf Dauer nicht haltbar ist.

Das Vermögen der Familie Wen. Er hält den beschriebenen Zustand für völlig inakzeptabel (ohne das Wort zu gebrauchen). Es handle sich in Wahrheit um 100 Mrd. Yuan, zu so viel Vermögen kämen vielleicht 100 Unternehmen in ganz China. Er arbeite auch den ganzen Tag und würde nie so viel verdienen können, auch nicht, wenn er ein richtiger Unternehmer wäre. Andererseits bringe ich zwei Aspekte ein, die das nicht wirklich relativieren, aber das Bild doch etwas vollständiger machen.

Zum einen ist es ja in China so, dass ein Familienangehöriger eines Spitzenpolitikers von vorne herein die denkbar besten Chancen als Unternehmer hat. Beispiel: Das Geschäft des Sohnes von Hu Jintao mit den an Flughäfen verwendeten Detektoren. Wenn sie von drei Firmen angeboten würden und eine davon gehört dem Sohn des Parteichefs, würde man die letztere natürlich nehmen. Dazu bedürfte es weder eines besonderen Hinweises des Sohnes auf seinen Vater noch gar eines Anrufs des Parteichefs. In China hat die Stellung in der Hierarchie eine höhere Bedeutung als in Deutschland: Hätte Gauck einen Unternehmersohn, würde man keineswegs automatisch bei ihm bestellen.

Zum zweiten kann Vermögen auch Unabhängigkeit vermitteln. Es muss ja nicht gleich so groß wie bei den Kennedys sein. Meine Frau hätte immer gesagt, erzähle ich, wenn sie in der Partei in Ungnade falle und nicht mehr als Kandidatin aufgestellt werde, hätte sie ja erstens einen Beruf und zweitens einen Ehemann, der sie vor materieller Not bewahren würde. „Da waren Sie also die Sozialversicherung der Frau Ministerin“, meinte Wang. Wenn man diese Unabhängigkeit nicht hat, folgt man dem mainstream, und der bringt für die Betroffenen meist ziemlich wenig. Wo es darum geht, nicht nur Geschlossenheit zu zeigen (wie etwa beim Langen Marsch), sondern viele Ideen zu entwickeln, wie man so ein komplexes Wirtschafts- und Staatsgebilde wie die VR China fortentwickelt, da braucht man eben Leute, deren Denken nicht durch Anpassungszwänge überlagert wird. Da sind wir uns einig, und ich denke bei mir, es wäre schön, wenn die in der IG Metall auch schon so weit wären. Nur Vorsicht: Das Vermögen darf nichts mit dem Job zu tun haben, und es darf auch nicht darum gehen, es nach Kräften zu mehren (statt sich um die Interessen der Bevölkerung zu kümmern). So eine Pensionsberechtigung ist da gar nicht schlecht, die hat man, ohne dass man das Dollarzeichen in den Augen entwickeln muss.

Ich erzähle ein wenig über meine Erfahrungen mit den Piraten. In der Partei wird unheimlich viel diskutiert, normalerweise im Netz. Der Vorstand oder eine von diesem eingesetzte Kommission greift dann Anregungen auf und verarbeitet sie zu Stellungnahmen, die dann in die Programmdiskussion eingehen oder zu einer Presseerklärung führen. Meist kämen sie zu linken Positionen, nicht weil sie Marx oder Lenin gelesen hätten, sondern weil sie sich die Realität gründlich anschauen würden. In Schleswig-Holstein haben sie übrigens dafür gesorgt, dass die Einstimmenmehrheit der Regierung zu einer Vier-Stimmen-Mehrheit wurde, damit nicht wieder so ein Heckenschütze den Wählerwillen verfälscht. Seit einigen Wochen werde nun in der Presse nur noch Negatives über sie berichtet (wie man das auch mit der Linkspartei

und China mache). Wenn sich zwei Piraten streiten, ist das eine News, erst recht, wenn einer zurücktritt, alles andere wird nicht erwähnt. Deshalb seien sie auch auf 5 % gefallen. Ich würde mir wünschen, dass sie ins Parlament kämen. Im Übrigen sei nach der nächsten Wahl ein schwarz-rotes Bündnis zu erwarten, denn es reiche weder für schwarz-gelb noch für rot-grün. Und Rot-grün würde sich weder von der Links-Partei noch von den Piraten unterstützen lassen (blöd wie sie sind).

Wang hat Peer Steinbrück bei seinem letzten China-Besuch betreut. Wir sehen ihn beide als Helmut Schmidt Imitation, allerdings sei seine Haltung zu China sehr viel kritischer als die von Helmut Schmidt. Man erkläre sich das damit, dass Schmidt nach China gekommen sei, als dieses noch kein wirklicher Konkurrent gewesen sei. Da geht man dann sehr viel entspannter ran als heute, wo man zwar gerne gute Geschäfte mache, aber gleichzeitig eben auch in hartem Wettbewerb stehe, was der Dumping-Streit um die Photovoltaik belege. Mal sehen, was Steinbrück über Russland sagt; Schmidt hatte ja mal die Sowjetunion mit der Formel „Ober-Volta plus Elektrizität“ zu erklären versucht. Einem Rechten verzeihe man im Übrigen seine Nebeneinnahmen eher, weil da ja weniger Widerspruch zwischen Verlautbarung und tatsächlichem Tun bestehe als bei einem Linken.

Was der Parteitag bringe, will ich wissen. Er antwortet: „Auch die nächsten zehn Jahre werden von der Kommunistischen Partei gestaltet werden.“ Weitere Auskünfte will oder kann er ersichtlich nicht geben. Da hat es auch nicht viel Sinn nachzufragen.

So gegen 14 Uhr muss er weg. Er meint, unser Gespräch sei ein großes Vergnügen gewesen (was er sonst nicht sagt); mir ging es vergleichbar. Fortsetzung wird folgen. Er will sehen, ob er für Mittwoch noch einen Vortrag über Datenschutz organisiert. In China werde dies ein „Megathema“. Das hört man gerne, aber bis Mittwoch wird es wohl nicht mehr klappen. Ich hatte noch nachgefragt, was eigentlich mit den restlichen Beiträgen für seine Zeitschrift „Auf eine Tasse Tee“ geworden sei, ob sie noch veröffentlicht würden. Bisher passierte das nicht. Abends bekomme ich dann eine Mail, dass ich den letzten Beitrag schicken solle, man könne ihn ganz gut veröffentlichen, er hätte mit dem Chefredakteur geredet. Ich schaute mir dann die beiden letzten an, der zweitletzte über das Internet gefiel mir besser, und also schickte ich beide. Er leitete dann auch beide weiter, zur Veröffentlichung. Entscheidungen werden eben beim Essen getroffen.

Er ist übrigens „Aktionär“ des Bei Wai Hotels. Er erzählte das, als ich mich wunderte, dass er nicht nur alle Bedienungen kannte, sondern auch fehlendes Besteck aus einer Schublade holte, deren Inhalt man nur als Insider entdecken kann. In Leipzig hätte ich mal zu alter Zeit fürchterlich eins aufs Dach bekommen, als ich in ähnlicher Weise zur Selbsthilfe gegriffen hatte, aber da war ich ja auch nicht Aktionär. Das bringt mich auf die Idee, ihn zu fragen, wie ich mein Gehalt anlegen könne. Für Festgeld auf ein Jahr bekomme man 3,75 % Zinsen, bei Fonds 4,3 bis 4,7 %. Bei diesen brauche man aber einen verlässlichen Freund, weil sie meist nach sechs Monaten auslaufen würden und man dann das Geld erneut anlegen müsse. „Ich wünsche Ihnen viel Erfolg in den kapitalistischen chinesischen Gewässern“ schrieb er später.

Frau Zinser ist seit fünf Jahren in Nanjing und betreut den dreijährigen Studiengang über deutsches Recht, der nach zwei Jahren Nanjing zu einem Jahr Göttingen und einem Master Degree führt. Sie war über die Bewertung ihrer Doktorarbeit mit „cum laude“ etwas enttäuscht und beschloss, eigentlich nicht im Wissenschaftsbetrieb zu bleiben, sondern irgendwo Anwältin zu werden, wo sie ihre China-Kenntnisse nutzbringend verwenden könnte. Nun kam aber ein Angebot von der Uni in Seoul, und sie hatte mich mal gefragt, ob ich dann für sie gutachten würde. Das hatte ich zugesagt, vorausgesetzt, sie beliefert mich mit dem nötigen Material. Ich vermutete, dass das heutige Treffen den Sinn hätte, dies im Einzelnen abzusprechen, aber dem war nicht so: Das Angebot aus Seoul war bescheidener als in der Ausschreibung. Außerdem ist da Allard, der neue Freund, ein Frieze aus den Niederlanden, von dem sie verständlicherweise nicht getrennt leben will. Deshalb verlängert sie Nanjing um ein Jahr; er promoviert in Utrecht, was man aber auf der Grundlage mitgebrachter Literatur auch in Nanjing machen kann. Anschließend spricht alles für ein in Düsseldorf oder Köln gelegenes Anwaltsbüro, zumal sie auch die „Zeitschrift für chinesisches Recht“ betreut und so natürlich zu sehr vielen Menschen Kontakt hat, die im China-Geschäft zugange sind.

Wir reden lange über das Ausbildungssystem in Deutschland und China. Die deutschen Hochschullehrer seien von den chinesischen Studenten immer ganz begeistert, was auf deren großes Interesse an den Unterrichtsinhalten zurückzuführen sei. Bei den chinesischen Studenten fehle jedoch jedes eigenständige Denken; neuen Problemen würden sie hilflos gegenüberstehen. Das sei im Ausbildungssystem generell so. Schon die frühkindliche Sozialisation sei darauf ausgerichtet, über den Unterricht hinaus noch Zusätzliches zu lernen; Raum zur Entfaltung eigener Initiativen gebe es da nicht. Man gibt also dem Kind keine

Bauklötzchen und sagt ihm „bau doch was draus“. Dass dieses Pauk-Lernen Kreativität nicht fördert, könnte es auch erklären, weshalb wir keine chinesischen Nobelpreisträger in Medizin oder Naturwissenschaften haben – füge ich ein. Auch in der Informationstechnologie habe man nichts grundsätzlich Neues entwickelt, sondern allenfalls das, was andere machen, etwas verbessert, sagt sie. Irgendwie kollidiert das mit meinen Erfahrungen in Lehrveranstaltungen und bei der Korrektur von Prüfungsarbeiten, wo durchaus eigenständige Überlegungen angestellt werden. Möglicherweise ist es ja auch ein Generationenproblem, aber andererseits sind die Leistungsstandards und ist der Leistungsdruck wegen des Wettbewerbs heute vermutlich noch sehr viel ausgeprägter als vor dreißig Jahren.

Ich hatte vor kurzem eine Sendung im englischsprachigen chinesischen Fernsehen gesehen, wo man sich darüber unterhielt, weshalb gerade ein Koreaner einen Welt-Hit in der Pop-Musik kreiert hatte, so was in China aber nicht vorkomme. Einer der Gesprächsteilnehmer hatte gemeint, so eine Musik mache man nur, wenn man sich irgendwie als etwas Besonderes fühle und in begrenztem Umfang die sonst geltenden Regeln missachte. Das entspreche aber überhaupt nicht dem chinesischen Bildungsideal. Ein anderer meinte, man bemühe sich in China zu sehr, Hits zu produzieren; die seien dann völlig überladen mit allen möglichen musikalischen „Gecks“, und das komme beim Publikum schlechter an als der im Grunde einfache Song des Koreaners.

Die Sache lässt sich nicht wirklich klären. Es gibt auch keine anerkannte Methode eines Kreativitätstrainings; selbst in Jura ist mir das nicht bekannt. Auch ist die Kreativität meist Sache einer kleinen Minderheit, die man erst mal finden muss. Zumindest bei uns ist das so.

Mit einiger Mühe treiben wir ein Taxi auf. Der Fahrer weiß so ungefähr, dass es Changping gibt, aber von der Fuxue Lu, einer der wichtigsten Straßen, hat er noch nichts gehört. Frau Zinser fährt zunächst mit bis zur Beida, dann ruft – noch in ihrem Beisein, weil sie gut Chinesisch kann - der Fahrer in meinem Hotel an. Der Weg nach Changping ist dann klar, wie es von der Autobahn weitergehe, sei aber völlig unklar. Erst mal bleiben wir immer wieder im Stau stecken, denn es ist Freitagabend. Dann sind wir in Changping, und ich habe Glück, weil ich gefühlsmäßig die richtige Straße zeige. Diese verwandelte sich nach einiger Zeit in die auf Chinesisch wie auch in lateinischen Buchstaben angezeigte Fuxue Road. Ich zeigte dem Fahrer das große Straßenschild, der damit aber nichts anfangen konnte. Wohl des Lesens und

Schreibens nicht so recht kundig. Energische Zeichensprache, dass er weiter geradeaus fahren sollte. Wir kommen nach einiger Zeit tatsächlich zum Hotel.

Samstag, 3. Nov.

Ich bin schlecht eingeschlafen und deshalb erst um 8 Uhr aufgewacht. Für das Frühstück reicht es dicke. Beim Aufstehen habe ich immer einen völlig verschleimten Hals und eine belegte Stimme; mit Medikamenten und in der Senkrechten legt sich dies dann im Laufe des Tages. Das Wetter erinnert heute an „Allerseelen“ oder „Totensonntag“, alles grau in grau. Ich gehe in die Uni, um die nächste Woche vorzubereiten. Deliktsrecht und Familienrecht im BGB, internationaler Datentransfer und Entwurf der neuen chinesischen Regeln im Datenschutzrecht. Ich komme ganz ordentlich voran; erst heute Abend bin ich mit Studenten verabredet. Vorher kann das Tagebuch noch aufs Laufende gebracht werden.

Um 18 Uhr kommen fünf Studentinnen (so viele hatte ich an sich nicht eingeladen), und es gießt in Strömen. Ich schlage vor, dass wir in das nahe gelegene Hotpot-Restaurant gehen. Es ist zwar gut, zu dieser Zeit aber sehr voll, so dass wir ca. eine halbe Stunde warten müssen. Dann haben wir genügend Platz, und die fünf kümmern sich rührend darum, mir zu erklären, was man so alles in den Fondue-Topf tun kann. Beim Warten haben sie mich ein wenig über andere Lehrtätigkeiten und andere Teile der Welt ausgefragt. Eine war auch schon in Japan, das aber auch bei ihr in keinem hohen Ansehen steht. Beim Essen selbst spielt die Frage des „Double Master“ eine wichtige Rolle. Ich will wissen, ob sie eigentlich eine Erklärung unterschrieben hätten, dass und warum sie damit rechnen, einen Double Master machen zu können. Es muss so was gegeben haben, aber Genaues wissen sie nicht. Das muss ich unbedingt mit Fang besprechen, denn ein dokumentierter Vertrauensschutz ist eine Menge wert, wenn es um die definitive Auseinandersetzung geht, die ja auch in der Presse geführt werden kann. Über die Entscheidung in Lund wissen sie nichts, sind aber über den Inhalt ersichtlich empört.

Dann bringe ich das gestern mit Frau Zinser erörterte Thema der Kreativität auf die Tagesordnung. Zu meiner Überraschung sagen sie alle, ja das sei so, schon in frühester Jugend sei man von morgens bis abends eingespannt und habe gar keine Zeit für eigene Gedanken. Heute sei das auch noch so. Ich finde, dass sie bei Fragen durchaus eigenständig denken und auch Dinge bringen, die von niemandem vorgedacht wurden. Sie berichten von

einem Kurs von Frau Wintermuth. Dort gibt es Fälle zu lösen oder Verträge zu konzipieren. Dabei werden immer zwei Gruppen gebildet, ein Kläger und ein Beklagter bzw. die eine Seite und die andere. Dann berät die Gruppe, mit welchen Argumenten man ihre Position stützen könnte. Jede Gruppe hat einen Sprecher, der dann das Ergebnis vorträgt. Das sind immer dieselben zwei Personen, weil sie am besten Englisch können. Die übrigen Kursteilnehmer sind das Gericht und können im Anschluss an die Berichte aus den Gruppen Fragen stellen. M. E. ist gerade die Orientierung an den Interessen einer Seite eine sehr gute Voraussetzung dafür, eigenständige Positionen zu entwickeln und mal etwas Neues zu denken. Sie sind aber alle von dem Kurs nicht so begeistert: Es würden immer nur bestimmte Leute reden (zu denen sie ersichtlich nicht gehören).

Spontan wird betont, Frau Wintermuth und ich würden die Studenten zu Fragen ermutigen; das sei bei den chinesischen Professoren oft nicht so. Sie seien eher beleidigt, wenn man nicht einfach alles hinnehme (die CESL wurde ausdrücklich ausgenommen). Das sei vielleicht auch eine Generationenfrage, meinte ich. Früher habe es halt nur eine einzige Wahrheit gegeben, die überdies sehr abstrakt war. Heute habe sich die Gesellschaft weiterentwickelt; das spürten sie und seien deshalb auf Abwehr getrimmt. Da helfe nur ein vorsichtiger, ihre Autorität nicht verletzender Umgang und dann eben einige höflich vorgetragenen ergänzenden Fragen. Es ist im Grunde dasselbe Problem, das Libin Xie angesprochen hatte.

Ob ich einen „Kreativitätskurs“ machen wolle. Das wäre an sich möglich, wenn ich im März das Arbeitsrecht mit nur einem „credit“ mache und daneben einen solchen Kurs ausarbeite. Muss ich mal mit Fang besprechen; ich bin mir noch etwas unsicher, ob das auch funktioniert. Ich kann ja nicht einfach Frau Wintermuth kopieren.

Zwei von den Fünfen wollen mit dem Master in der Tasche nach Deutschland, um da zu promovieren. Grund ist neben der Vorliebe für das Land, dass es sehr viel billiger sei, da zu studieren. Keine Studiengebühren – das macht schon attraktiv. Würden wir auch noch alle Englisch reden, wäre die deutsch-chinesische Freundschaft komplett. Ich erzähle ein bisschen über die Möglichkeiten, an ein Stipendium zu kommen.

Als wir gegen halb zehn das Lokal verlassen, schneit es. Erster Schnee in Beijing, der aber nicht liegen bleibt. Geheizt ist jetzt überall.